

Editorial

Epocheneinteilungen, Periodisierungen und Umbruchszeiten – seit den ersten Anfängen der Frauen- und Geschlechtergeschichte wurden solche grundlegenden zeitlichen Ordnungs- und Erzählmuster der Geschichtswissenschaft kritisch reflektiert. Damals hatte der Blick auf Wandel, „Krise“ und „Umbruch“ Konjunktur – meist wird in diesem Zusammenhang auf Joan Kelly-Gadols Aufsatz über die Frage „Hatten Frauen eine Renaissance?“ Bezug genommen, der Epochengrenzen aus ‚Frauenperspektive‘ zu einer der Leitfragen der feministischen Geschichtsforschung erhob.¹ In der Zwischenzeit wissen wir, dass es weder *die* Frauen noch *die* Renaissance gibt. Im Zuge von Dekonstruktion, *linguistic turn* und diversen anderen kulturgeschichtlichen Wenden sind die großen Einheiten (Kulturen, Nationen, Zivilisationen, aber auch Klassen und soziale Gruppen), anhand derer über Persistenz und Wandel, über die Herstellung größerer historischer Zusammenhänge und Epocheneinteilungen diskutiert wurde, gründlich hinterfragt worden.

An diesen theoretisch-methodischen Entwicklungen war die Geschlechtergeschichte aktiv beteiligt: Alltags-, Mikro- und Kulturgeschichte verwarfen bewusst große Strukturtheorien, die Periodisierungsschemata mit universalem Anspruch zum Teil bis in die 1990er Jahre widerspruchslos begründeten. Paradoxerweise arbeiten die gleichen Historikerinnen und Historiker dennoch meist weiterhin im Rahmen mehr oder weniger etablierter historischer Epochennarrative, die altbekannte zeitliche Vor- und Nachordnungen, Chronologien und damit geschlechtergeschichtlichen Interessen entgegenstehende Relevanzen und Kausalitäten in sich tragen oder doch suggerieren. Auch Geschlechterforscherinnen und -forscher nehmen in der Regel hin, dass sich diese Narrative nach wie vor über institutionelle Mechanismen perpetuieren und verfestigen. Das im internationalen Vergleich ohnehin wenig flexible Lehrstuhlssystem an den Universitäten des deutschen Sprachraums trägt in seiner Epochenfixierung nicht unerheblich dazu bei. Nicht zuletzt über Handbücher, Einführungen und Überblicksdarstel-

¹ Joan Kelly-Gadol, Did Women Have a Renaissance?, in: Renate Bridenthal u. Claudia Koonz Hg., *Becoming Visible: Women in European History*, Boston, MA u. a. 1977, 175–201 [Gab es die Renaissance für Frauen?, in: Barbara Schaeffer-Hegel u. Barbara Watson-Franke Hg., *Männer, Mythos, Wissenschaft*, Pfaffenweiler 1988, 33–63].

lungen werden scheinbar ‚geschlechtslose‘ Epochensetzungen und Periodisierungen oft bedenkenlos an Studierende und an die interessierte Öffentlichkeit weitergegeben.

Zum 25. Jubiläum des ersten Erscheinens von „L’Homme“ nehmen wir dieses unseres Erachtens nach zu wenig reflektierte Spannungsverhältnis zwischen institutionellen Strukturen und intellektuellen Neuerungen zum Anlass, erneut die in den letzten Jahren eher vernachlässigten Fragen zur Diskussion zu stellen, wo und warum epochenbezogene Festschreibungen speziell mit Blick auf die Geschlechtergeschichte problematisch sind beziehungsweise wo sie spezifische Herausforderungen, vor allem aber auch Hindernisse für ein „Denken mit Geschlecht“ darstellen.² Einen umfassenden Anspruch auf neue Theorien der Periodisierung verbinden wir mit der Herausgabe dieses Themenheftes bewusst nicht. Die Geschlechtergeschichte hat seit ihren Anfängen eine ungeahnte Präsenz und Mannigfaltigkeit erreicht und aus guten Gründen arbeitet nicht nur sie heute methoden- und themenbezogen plural. Eine geschlechtergeschichtliche Auflösung der „Epochenfrage“ lediglich in andere Relevanzbündel mit umfassendem Erklärungsanspruch ist weder zu erwarten, noch scheint sie wünschenswert.³ Dennoch sehen wir die Gefahr, dass wichtige Möglichkeiten zu neuen, geschlechtergeschichtlich informierten Sichtweisen auf Geschichte ungenutzt bleiben, wenn wir die Periodisierungsthematik, die wir mit dem Begriff „Zeitenschwellen“ in ihrer Vielschichtigkeit zu fassen suchen, mit Hinweis auf Vielfalt oder Uneinheitlichkeit der Geschichte völlig ausklammern – oder uns in der universitären Zeitenordnung der Forschungsgebiete allzu bequem einrichten. Die Beiträge dieses Heftes setzen deshalb an je eigenen, das heißt auf bestimmte Forschungsdiskussionen oder Problemstellungen bezogenen Problematiken an.

Ziel des Themenheftes ist es, nach zahlreichen *turns* und konzeptionellen Wenden die Aufmerksamkeit von kulturwissenschaftlichen Nahperspektiven zurück auf ein „größeres Ganzes“ und vor allem durch Epochenrahmungen durchaus beeinflusste Relevanzentscheidungen zu lenken. In diesem Sinne ist auf epochenrelevante Thematiken hinzuweisen – wie beispielsweise in der Global-, Kolonial- und Verflechtungsgeschichte,⁴

2 Zuletzt wurde diese Frage um die Jahrtausendwende in der Frauen- und Geschlechtergeschichte intensiver diskutiert, vgl. den schönen Überblick dazu bei Gisela Bock, *Geschlechtergeschichte auf alten und neuen Wegen. Zeiten und Räume*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 22: *Wege der Gesellschaftsgeschichte*, hg. von Jürgen Osterhammel, Dieter Langewiesche u. Paul Nolte, Göttingen 2006, 45–66. In der Zeitschrift „Gender & History“ wurde im Jahr 2009 ein Themenheft ähnlichen Fragen gewidmet. Auch hier weisen die Herausgeberinnen darauf hin, dass die Thematik „Gender, Change and Periodisation“ viel zu wenig reflektiert werde, vgl. Alexandra Shepard u. Garthine Walker, *Gender, Change and Periodisation*, in: *Gender & History*, 20, 3 (2008), 453–462.

3 Wir folgen hier u. a. Karin Hausen und ihrem Plädoyer für die Nicht-Einheit der Geschichte, vgl. dies., *Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte*, in: Hans Medick u. Anne-Charlott Trepp Hg., *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte*, Göttingen 1998, 15–55.

4 Unter „Verflechtungsgeschichte“ (*entangled history*) verstehen wir alle Forschungsansätze, die auf die interkulturelle Verknüpfung und Verflechtung von historischen Prozessen fokussieren. Das Konzept

der nicht europäischen Geschichte oder der Geschichte von Menschen, die kaum oder keine Quellen hinterlassen haben –, die geschlechtergeschichtlich noch zu wenig durchdrungen sind und auf welche auch die Beiträge in diesem Heft (noch) nicht genügend eingehen konnten.

Unreflektierte An- und Übernahmen zeitlicher, aber auch konzeptioneller Einteilungen der Geschichte und ihre Definitionen, so belegen die Beiträge epochenübergreifend, sind tatsächlich auch nach Jahrzehnten der Geschlechtergeschichte noch vielfach problematisch – angefangen bei der immer noch bestehenden Orientierung (geschlechter-)historischer Metanarrative an Modernisierungstheoremen und -prozessen. Lassen sich im Hinblick auf bestimmte Themen aus geschlechtergeschichtlicher Sicht heute andere Schwellenphänomene erkennen als noch vor zwei oder drei Jahrzehnten? Und wie sind aktuelle historiographische Selbstverständigungsprozesse aus geschlechtergeschichtlicher Sicht zu bewerten, so vor allem die in letzter Zeit engagiert geführte Debatte über die „Zeitgeschichte“?

Nach wie vor erscheint es uns mit Blick auf historische Akteurinnen und Akteure wichtig zu erkunden, wie diese in Umbruchszeiten ihre eigene Gegenwart, die Vergangenheit und ihre eigene Aktivität erlebten, beschrieben und überlieferten. Wie haben sie selbst über Krisen, Umbrüche und Traditionen gedacht, historische Umbrüche begründet oder über sie hinweggelebt und -geschrieben, oder schließlich neue Traditionen begründet und ‚erfunden‘, nicht zuletzt, um solche zum Teil als verstörend wahrgenommene Einschnitte zu bewältigen, aber auch, um sich selbst darin zu ermächtigen? Denn die Reflexion über Zeitlichkeit und Historiographie ist ja keine Erfindung der Neuzeit, sondern hat eine lange Tradition, an der allerdings, wie wir aus der geschlechtergeschichtlichen Historiographieforschung zur Genüge wissen, Männer und Frauen in sehr unterschiedlicher und dadurch auch unterschiedlich bedeutsamer Weise beteiligt waren beziehungsweise wurden.⁵

Es sind also große Fragen, die dieses Heft entstehen ließen und es konzeptionell gerahmt haben. Die hier versammelten Beiträge nehmen sie in ganz unterschiedlicher Weise auf und führen vor, dass Annahmen zu Zeitschwellen heute auf den unterschiedlichsten Ebenen geschlechtergeschichtlich thematisiert werden können und müssen – beginnend mit Anna Beckers Reflexionen über Joan Kelly-Gadols Fragestellung „Hatten Frauen eine Renaissance?“. Es gibt bereits vielfältige Kritik an Kelly-Gadols kategorischem „Nein“ auf diese Frage – doch Anna Becker bietet eine weitere, durchaus

wurde im deutschsprachigen Raum v. a. von Shalini Randeria entwickelt und vertreten. Es geht ihr dabei um „die zahlreichen Abhängigkeiten und Interferenzen, die Verflechtungen und Interdependenzen“, die Ausgangspunkt eines transnationalen Geschichtsbildes sind. Vgl. dazu Sebastian Conrad u. Shalini Randeria Hg., *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2002, 17f.

⁵ Vgl. zur Problematik der „männlichen Geschichtsschreibung“ und zum Ausschluss von Frauen aus der „relevanten“ Historiographie neben Hausen, wie Anm. 3, den Überblick in Claudia Opitz-Belkhal, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M./New York 2010, 148–177.

originelle und überzeugende Entkräftung der Kelly-Gadol'schen These aus der Sicht der politischen Ideengeschichte, die sie geschlechtergeschichtlich liest. Im Zentrum ihres Beitrags stehen die von Kelly-Gadol als besonders misogyn bezeichneten stadtbürgerlichen Humanisten des 15. und frühen 16. Jahrhunderts in Frankreich und Italien und deren Konzeption der Geschlechterordnung in Staat und Familie. Nach Becker zeichnet sich in der politischen Philosophie der Renaissance jedoch weniger eine Verdrängung der Frauen aus dem politischen Raum als vielmehr eine komplexe Vielfalt von bürgerlichen Geschlechterkonzepten und -ordnungen ab, die sich zu mittelalterlichen Konzepten durchaus nicht immer kontrastiv verhalten. Kontinuitäten und Brüche charakterisieren diesen Diskurs gerade auch im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz. Umgekehrt lassen sich konzeptionelle Veränderungen einer Umbruchszeit speziell mit einem Fokus auf geschlechtliche Markierungen und deren Wandel deutlich erkennen.

Bruch und Kontinuität zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit thematisiert auch Annalena Müller in ihrem Aufsatz über den Doppelorden von Fontevraud im 17. Jahrhundert. Im Mittelpunkt ihrer Studie steht der Streit um die absoluten Machtansprüche der Äbtissin Jeanne-Baptiste de Bourbon (1637–1670) über den bereits im Hochmittelalter gegründeten Orden und die damit verbundene Frage nach Traditionsbildung und Geschlecht, die sich zu einer regelrechten *Querelle des hommes* – einem Streit um die Position der männlichen Ordensmitglieder – entwickelte. Bislang wenig beachtet, prägt dieser Streit die Rezeption der mittelalterlichen Ordensgeschichte bis heute – jedoch in anachronistischer Weise, wie Müller eindrücklich zeigen kann. Denn die mittelalterliche Überlieferung wurde durch die Äbtissin und ihre Mittelsmänner bewusst im eigenen Interesse verfälscht; die überkommenen Klosterchroniken und Urkunden belegen daher weniger die Ereigniszusammenhänge und Verhältnisse ihrer mittelalterlichen Entstehungszeit als vielmehr die Machtansprüche der aus königlichem Geblüt stammenden Äbtissin und die politischen Verhältnisse des späten 17. Jahrhunderts. Mit hochmittelalterlichen Vorstellungen von Geschlechterordnung und Klosterleben, aber auch mit proto-feministischen Erwägungen des Ordensgründers haben diese deshalb nichts zu tun. Sie lassen sich allenfalls als „erfundene Tradition“ oder auch als „manipulierte Erinnerung“ beschreiben. Entsprechend dringlich ist denn auch ein Umschreiben der Geschichte dieses einzigartigen Doppelordens aus geschlechtergeschichtlicher Sicht.

Glenda Sluga fokussiert in ihrem Beitrag auf die für das moderne Europa so wesentlichen Ereignisse und Kommunikationsformen rund um den Wiener Kongress (1814–1815). Dass der „Kongress tanzte“, heißt in ihrem Text, dass weitreichende offizielle politische Verhandlungen durchaus über informelle Gesellschaftsbeziehungen und nur scheinbar private Kommunikationsformen vorangetrieben wurden. Gerade die spezifische Soziabilität der Kongresszeit führte zu einer besonders großen Bedeutung und Sichtbarkeit von weiblichen Diplomaten unter Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. Wie so oft wurde dieser Zusammenhang erst von der späteren Historiographie ver-

deckt. Abseits der unvermeidlichen Madame de Staël, zu ihrer Zeit als Napoleons schärfste und vor allem scharfzüngigste Gegnerin bekannt, sind die politischen Akteurinnen dieser Zeitschwelle bislang noch kaum identifiziert oder angemessen wissenschaftlich aufgearbeitet worden. Einige stellt Sluga in ihrem Beitrag exemplarisch vor, wobei sie auf wichtige ständische und kulturelle Unterschiede zwischen diesen Frauen hinweist, die neben und mit ihren Ehemännern beziehungsweise Geliebten an der Gestaltung der neuen politischen Ordnung Europas nach der napoleonischen Ära wesentlich mitwirkten – selbst wenn dies weder die herrschende „Geschlechterordnung“ noch die Mehrzahl männlicher Diplomaten guthießen.

Judith Szapor beschreibt in ihrem Beitrag die wichtige Bedeutung des von bürgerlichen und adeligen Frauen getragenen „Women's Club“ der Gräfin Károlyi zur Zeit der ungarischen Revolution 1918/19 als Sammelbecken für und Ausgangspunkt von weiblicher politischer Aktivität. Die Autorin kommt zu einem auf den ersten Blick paradoxen Ergebnis: Während liberale Frauen in Ungarn von ihrem Engagement in der Revolution letztlich nicht profitieren konnten, erweiterten konterrevolutionär-konservative die geschlechtsspezifischen Partizipationsmöglichkeiten im Zuge ihres Engagements, obwohl sie ein traditionelles Frauenbild vertraten. Zwar ist diese aufschlussreiche Beobachtung für Ungarn zu den Wirkungen einer Umwälzung beim jetzigen Stand der Forschung nicht ohne Weiteres zu verallgemeinern, wohl aber wird aus Szapors Befunden deutlich, dass unsere Interpretation einer revolutionären Zäsur und ihrer Politisierungen sich verkompliziert, wenn wir nicht allein die Kategorie Geschlecht beachten: Der Umbruch in Ungarn wurde zwar von Frauen verschiedener politischer Ausrichtungen mit beeinflusst, aber je nach Herkunft und politischer Zuordnung von ihnen auf sehr differente Art und Weise und mit sehr unterschiedlichem Erfolg genutzt.

Im „Forum“ spielt die Debatte um die „Zeitgeschichte“ eine entscheidende Rolle. Für Johanna Gehmacher und Maria Mesner bilden Aktivitäten von politisch engagierten Frauen, genauer die Frauenbewegungen des 20. Jahrhunderts, den zentralen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zu „Dis/Kontinuitäten“ in Geschlechterordnungen und Periodisierungen im langen 20. Jahrhundert. Sie gehen dabei davon aus, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte im langen 20. Jahrhundert mit wirkungsmächtigen Periodisierungen der Zeitgeschichte konfrontiert war und ist, die nur zum Teil mit den Ergebnissen einer an Geschlecht orientierten historischen Forschung in Übereinstimmung zu bringen sind. Am Beispiel von zwei sehr unterschiedlich begründeten Zeitschwellen – dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918/19 und dem aus unterschiedlichen Blickwinkeln in der Forschung postulierten Strukturbruch in den 1970er Jahren – versuchen sie, diesen Spannungsverhältnissen nachzugehen. Sie zeigen, dass die Erforschung möglicher Bedeutungen der Kategorie Geschlecht für die hier diskutierten Zeitschwellen diese sowohl affirmieren als auch verwischen können. Hinsichtlich einer potentiellen Debatte um Sinn und Unsinn von Periodisierungen folgern sie, dass für jede postulierte Zeitgrenze die geschlechtsspezifischen Voraussetzungen und

Folgen der Gegenstandskonstruktionen selbst mit zu reflektieren sind, aus denen heraus diese Grenzziehungen entwickelt wurden.

Barbara Duden behandelt in ihrem Beitrag ebenfalls die Frage des Verhältnisses von Kontinuität und Epochenbruch im Hinblick auf die 1970er Jahre beziehungsweise allgemeiner die umstrittene Kategorie der „Zeitgeschichte“. Im Mittelpunkt ihres Interesses steht die Frage der Integration der häuslichen Ökonomie von Frauen in die formelle Ökonomie und eine „Genealogie“ der Kategorie der „Personenbezogenen Dienstleistungen“ als ein unterbezahlter und durch Teilzeitarbeitsverhältnisse charakterisierter Tätigkeitsbereich, der wie die frühere „Hausarbeit“ vor allem von Frauen bestritten wird. Es ist aus Sicht von Duden in diesem Zusammenhang durchaus von einem Umbruch auszugehen, wie sie an drei Beispielen erläutert. Dessen Dimension ließe sich jedoch nicht in einer quantifizierenden Strukturanalyse, sondern nur durch Historisierung und historische Konkretisierung fassen. Ausgehend von Needhams Überlegungen zu den polythetischen Klassifikationen schlägt sie vor, diese nicht zuallererst auf Klassifikationen wie „Frau“ oder „Familie“ anzuwenden. Vielmehr sollten diese, so Duden, fruchtbar gemacht werden, um die neuartige Dienstleistungsökonomie zu fassen, und zwar entlang von Aspekten, mit denen die Tätigkeiten (von Frauen) darin charakterisiert werden. Die *Gegenüberstellung* von „Kontinuität“ oder „Epochenbruch“ löst sich ihrer Meinung nach dann auf, wenn nach den zeitlich synchronen wie den diachronen Schwellen gesucht wird, in denen die „epochale Verschiebung der Tätigkeiten von Frauen zwischen häuslicher und formeller Ökonomie“ sichtbar wird.

„Im Gespräch“ schließlich kommen wir nochmals auf die Epochenlinie Mittelalter–Neuzeit und die Frage der „Renaissance“ aus geschlechtergeschichtlicher Sicht zurück. Susanna Burghartz, renommierte Renaissance- und Geschlechterhistorikerin und ehemalige Mitherausgeberin von „L’Homme“, reflektiert gemeinsam mit Claudia Opitz und Monika Mommertz über Möglichkeiten und Grenzen, Sinn und Unsinn der Epochendefinition aus geschlechtergeschichtlicher Sicht. Nicht zuletzt in den themenbezogenen Rezensionen stehen solche Aspekte ebenfalls im Vordergrund, werden aber an sehr unterschiedlichen Gegenstandsbereichen (Frauenbewegungen, Diplomatengeschichte, Zeitgeschichte) „durchgespielt“.

Lisa Malich zeigt in ihrem „offenen Beitrag“ in „Extra“, wie in der Ratgeberliteratur in den 1960er Jahren eine hormonelle Konzeption von Schwangerschaft in Erscheinung trat, welche die eigentliche „Hormonisierung“ der Schwangerschaft im Feld des populären Wissens einleitete. Auffallend ist dabei, dass die Schwangerschaft im Vergleich zu Pubertät, Menstruation und Menopause in der Ratgeberliteratur vergleichsweise spät (aber auch in der Wissenschaft verzögert) von endokrinologischen Diskursen erfasst wurde. Wie die Schwangerschaft dann aber in den 1960er Jahren schließlich doch auch in endokrinologische Körperkonzepte integriert wurde, zeigt Malich im Weiteren: Mit der Einführung anwendungserleichterter und kommerziell verwertbarer hormoneller Schwangerschaftstests sowie der Pille wurden im medizinischen Bereich entwickelte Konzepte der Hormone mit Bezug auf Schwangerschaft gewissermaßen

erfahrbar. Besonders interessant ist dabei die Beobachtung, dass der Diskurs um die Pille deren Gesundheitsrisiken im selben Maß normalisierte, wie er die Schwangerschaft pathologisierte.

In der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ führt Karin Neuwirth die von „L'Homme“ initiierte Debatte um den Neuen Maskulismus mit einem Beitrag über „Die Väterrechtsbewegung in Österreich – zeitgemäßes Familienleben und pseudoegalitäre Machtdemonstrationen“ fort. Ihr liegt insbesondere die Akzentuierung juristischer Entscheidungsfindungsprozesse und deren gesellschaftspolitischer Hintergrund am Herzen. Eine von Väterrechtlern vielfach geforderte „Gleichstellung“ der beiden Elternteile trotz in der Regel ungleicher Voraussetzungen lehnt Neuwirth mit juristischen und gesellschaftspolitischen Erwägungen ab.

Die traurige Aufgabe, einen Nachruf auf Brigitte Schnegg (1954–2014), profilierte Aufklärungs- und Geschlechterhistorikerin, die im Frühling dieses Jahres plötzlich und unerwartet verstorben ist, zu verfassen, hat freundlicherweise unsere Schweizer Kollegin Elisabeth Joris übernommen. Wir möchten mit diesem Nachruf die inspirierende Historikerin, die engagierte Feministin, die langjährige Leiterin des Zentrums für Interdisziplinäre Geschlechterforschung an der Universität Bern und die Freundin ehren.

Gabriella Hauch, Monika Mommertz und Claudia Opitz-Belakhal

